

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338948](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338948)

im Wege war, als ich den Blumentopf ergreifen wollte.“

Seltsam prickelte es dem Agatli in den alten Beinen. Alles geht für sie rundum. Sie muß sich am Kantrum halten nach dieser großen Beichte. Der Bischof aber steht auf, reicht ihr eigenhändig ein Glas voll Wein und sagt:

„Agatli, trinkt jetzt! Das war recht brav, daß Ihr so mutig alles eingestanden.“

„Oh, es ist nur wegen dem Buben, der arme Kerl ist ja unschuldig“, schluchzte das Agatli und schaut scheu auf des hohen Herrn weiße Hand. Dann trinkt es gehorsam. Mit der Linken aber hält sie krampfhaft die verwunschene Kelle. Warm und wohl stömt es dem Agatli durch die gefolterten Glieder. Es denkt: Der Bischof muß jetzt aussehen wie der leibhaftige Heiland. Ihn anzuschauen getraut es sich nicht. Aber die furchtbare Angst und Gewissensnot ist mit einem Male zu Ende, und — Wunder über Wunder — hört das Agatli jetzt ein unterdrücktes, dann lauter und lauter werdendes Gelächter. Jetzt endlich schaut die Alte aus ihrem Sünderecklein auf — und sieht lauter lustige Gesichter. Der Bischof aber, seine Rechte auf den Arm des Pfarrherrn gelegt, schüttelt sich vor Lachen und wischt sich die

Tränen aus den Augen. Bischöfliche Würde und geistlicher Ernst hatten sich in die Ecken verkrochen.

So hat die Mutter Gottes dem Agatli doch noch geholfen und es vom Bischofsfieber geheilt. Denn der hohe Herr hat dann gar lieb und freundlich das vergeisterte Meitli bei der Hand gefaßt, es gelobt ob all der vielen Mühe und Arbeit, die es seinetwillen gehabt. Er hat sogar gemeint, an dem Kellenunfug sei er ja allerends selbst ein bißchen mit schuld. Er hätt' eben gar nicht so recht bedacht, was so ein Bischofsbesuch alles mit sich bringe.

Wenn später die Jugend im Dorfe und wohl auch die Alten das Agatli mit der unseligen Kellengeschichte aufzogen, so griff es sich zum Troste in die tiefe Schürzentasche und tastete nach dem prachtvoll silbernen Rosenkranz, den ihm der Bischof beim Abschied so huldvoll in die Hand gedrückt hatte. Es streichelte leise das bischöfliche Geschenk und lächelte sogar zuweilen ob dem Gespött der Leute; denn es war ja nun vom Bischofsfieber geheilt.

(Mit Genehmigung des Benziger-Verlages Einsiedeln-Köln aus Richli. Im Stundenschlag der Zeit.)

Die Hungersnot vor 100 Jahren

Wir haben in der jüngsten Vergangenheit auch Jahre erlebt, die uns nicht gefielen. Doch waren selbst die schlimmsten Jahre nicht zu vergleichen mit der Not, die vor rund hundert Jahren in unseren Gemeinden herrschte. Ich hörte es noch von meinen Großeltern, daß man damals oft genug nichts zu essen hatte als Rübensuppen. Auch in den Zeitungen jener Zeit, namentlich den Amtsverkündigern von Offenburg, Donaueschingen und Baden-Baden las ich dasselbe.

Gewöhnlich nennt man als Hauptursache jener Hungersnot die „Kartoffelkrankheit“. Es ist merkwürdig! Es waren noch lange keine hundert Jahre vergangen, seitdem die Kartoffel bei uns Volksnahrung geworden war, und jetzt, wo diese Bodenfrucht zum ersten Male versagt, kommt es gleich zu einer großen Hungersnot!

Während der Weizen in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts nur 6½ Gulden pro Malter gekostet hatte, stieg der Preis im Jahre 1847 in Offenburg auf 40 Gulden. Wer mochte solche Preise noch bezahlen können in einer Zeit, wo die meisten Leute überhaupt kein Geld besaßen!

In den nachfolgenden Jahren kamen dann noch die politischen Unruhen dazu. Das Volk war wenig religiös. Die religiöse Oberflächlichkeit war von den Kathedern der Universitäten nach und nach auch ins Volk eingedrungen, natürlich wurden die Studenten zuerst davon angesteckt; aber selbst das Landvolk blieb davon nicht unberührt.

Es erscheint uns fast unbegreiflich, daß gerade gebildete Herren bei der Revolution eine

führende Rolle spielten, besonders Rechtsanwälte, Ärzte und Lehrer; in den Städten beteiligten sich manche aus dem Bürgerstande; die Wirte waren eifrig mit dabei. Dagegen war das Landvolk ziemlich zurückhaltend.

Zu Anfang der 40er Jahre hatte der Schlesier R o n g e eine deutsch-katholische Kirche gründen wollen; nun machte er tüchtig bei der Revolution mit; ebenso seine Anhänger in den Städten wie Mannheim usw. Dazu kamen als führende Persönlichkeiten der badischen Revolution Gustav Struve, Advokat in Mannheim und besonders Friedrich Hecker. Nachdem die Revolution gescheitert war, zogen beide nach Amerika. Der letzte kaufte dort eine Farm; auf dieser hielt er 23 Sklaven, die er übel behandelte, er, der große „Freiheitsheld“.

Einer der übelsten Menschen seiner Zeit war der Pole Ludwig Mieroslawski. Ausgerechnet ihn machte man zum Führer der Revolution, besonders in Nordbaden.

Rebellen kamen auch aus Ungarn, wo um jene Zeit ja K o s s u t h eine Revolution nach der anderen anstiftete. Doch die meisten Rebellen schickte Frankreich; zumeist Deutsche; es wohnten ja damals allein in Paris etwa 80 000 Deutsche; diese kämpften besonders in Südbaden, von wo sie nach der Niederlage in die Schweiz und nach Frankreich flüchteten. —

Die Revolution kostete das Volk schwere Opfer. Zunächst hatten die Burschen sich besonders tüchtig gezeigt im Rauben. Die Post-, Eisenbahn- und andere öffentliche Kassen wurden von ihnen radikal ausgeplündert und das Geld dann in der Schweiz verlegt. Auch

die großherzoglichen Schlösser in Rastatt und Eberstein wurden von ihnen ausgeplündert. — Sodann mußte das zurückgebliebene Volk die Kosten der preußischen Besatzung, die dreieinhalb Jahre bis 1852 das Land besetzt hielten bezahlen; das allein kostete wieder mehrere Millionen Gulden.

Vergeblich hatte Erzbischof Hermann von Vicari das Volk auf die Verlogenheit der Revoluzzer hingewiesen; vergebens hatte Domkapitular Dr. Hirscher dem Volke zugerufen: „Werdet besser, so wird es besser werden!“

Damit dachte der Herr wohl an die sittlichen Zustände, welche die Glaubensschwäche im Volke hervorgerufen hatten. Es war furchtbar, wie groß die Zahl der unehelichen Kinder allmählich geworden war. Da liest man, daß eine Familie drei Töchter mit nicht weniger als 24 unehelichen Kindern hatte. Legelshurst im Hanauerlande schickte eine Ledige mit neun unehelichen Kindern nach Amerika, um sie los zu werden. Wenn Gengenbach, zur Zeit als Kloster und Stadt noch selbständig waren, fast gar keine unehelichen Kinder hatte, so ist jetzt ein Viertel der Kinder unehelich.

Da ist es nicht zu verwundern, daß das Elend im Volke allmählich unerträglich wurde. Das Geld war sehr rar. Deshalb waren die Felder fast wertlos geworden. In jedem Amtsverkündigungsblatte kann man Anzeigen lesen, die die Zwangsversteigerung eines Bauernhofes ankündigten; aber sehr oft war das Ausschreiben erfolglos, weil niemand zur Versteigerung erschien. —

Manche glaubten, sich durch Räubereien helfen zu können; es war einfach nichts mehr sicher; selbst Kirchen wurden ausgeplündert; ja, es bildeten sich ganze Räuberbanden; so war bei Offenburg „die Schutterwälderräuberbande“ sehr gefürchtet; aber es gab allein in Mittelbaden noch etwa ein halbes Dutzend andere solcher Banden.

Wie sollte das anders werden? Manche sagten, es gebe viel zu viel Reben; doch waren die schlimmsten Leute nicht in Rebornten ansässig. Aber mit der Zeit verschwanden doch sehr viel Reben am Kaiserstuhl und an den Hängen des Schwarzwaldes, die nach Westen lagen. Auch hörte man allmählich auf, die Ackerfelder alle drei Jahre brach liegenzulassen. Man wechselte dafür mit den Früchten, die man auf die Felder pflanzte: in einem Jahr Getreide, im folgenden Kartoffel usw. und lernte dadurch aus Erfahrung, daß der Ertrag gut blieb, auch obgleich man keine Felder mehr unangebaut liegenließ. —

Die Bürokraten glaubten, das Land sei zu dicht bevölkert und förderten eifrig die Auswanderung. Deutschland hatte ja immer zu viele Bewohner, und deshalb hat auch kein Land der Erde so viele Ansiedler in fremden Ländern wie Deutschland. Die Auswanderung nach Südrußland war schon seit Jahrzehnten im Gange. Es waren dort die deutschen Kolonien nördlich des Schwarzen Meeres und an der Wolga entstanden. Es gibt aber

auch heute noch eine deutsche Kolonie in Andalusien in Südpasien, deren Bewohner noch deutsch reden und verstehen. Andere waren nach Polen gezogen. Als ich im Ersten Weltkrieg in das Gebiet etwa 80 km östlich von Lemberg kam, fiel mir der Unterschied der Kirchenbaustile auf. Endete der Kirchturm spitz, so waren die Bewohner eingewanderte Deutsche; endete er in einer Kuppel, so waren die Einwohner Polen.

Nun begann aber seit 1846 eine starke Auswanderung nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Ich schätze die Zahl derer, die allein aus Mittelbaden damals dorthin auswanderten, auf etwa 100 000. Es waren zumeist arme Leute; einige blieben drüben in New York hängen; andere zogen weiter westlich und brachten allmählich eine Farm zustande, so besonders in Texas, bei Omaha, westlich des Mississippi und in Kalifornien am Gestade des Stillen Ozeans. Professor Dr. Krebs schildert in seinem Buche „Rund um die Erde“ das Leben der deutschen Kolonie am Mississippi und das Leben im „Badischen Ländle“ daselbst. Sie sprechen heute noch deutsch und sind treue Katholiken geblieben.

Es gab sogar Auswanderer, die nach Australien zogen, und es gab dort im Süden Städte, die eine deutsche Mehrheit hatten.

Etwa 2300 übersiedelten nach Nordafrika in die von den Franzosen 1830 eroberte Provinz Algerien. Die deutschen Auswanderer mußten zuerst 100, später mindestens 1000 Franken pro Kopf mitbringen. Dafür wurden sie kostenfrei von Marseille mit Schiff nach Algier gebracht. Ihr Leben war oft hart, ja sklavenartig; viele kamen um, zum Teil durch ansteckende Krankheiten oder weil sie die Hitze, in der sie arbeiten mußten, nicht ertragen konnten. Als vor fünf Jahren algerische Soldaten in Gengenbach einmarschiert waren, frug ich einen, der noch gut deutsch sprach, ob man in Algerien keine deutschen Einwanderer mehr erkannte; er entgegnete: „Man kennt solche wohl an ihrem Namen; aber sie sprechen heute auch französisch.“

Die Auswanderer gehörten zumeist der ärmsten Volksschicht an; deshalb wurden sie größtenteils mit Hilfe der Gemeinden oder des Staates ins Ausland geschickt. Ja, die Bürokraten gingen so weit, ganze Dörfer fortzuschicken; Staat oder Gemeinden behielten dann das liegende Eigentum der Leute und verwendeten den Geldwert um ihre eigenen Auslagen zu decken. Man riß die Häuser ab und pflanzte dann die ganze Gemarkung mit Wald an.

Der badische Staat hatte einstens im Odenwald in den Dörfern Ferdinandsdorf und Rinek Vagabunden angesiedelt; bei den Nachbarn hießen die Dörfer nur „Langfingerlesdorf“. So kamen im Jahre 1850 die 450 Einwohner von Rinek bei Eberbach nach Amerika; im nächsten Jahre folgte Ferdinandsdorf; die bisherigen Pfarrer der Dörfer begleiteten die Auswanderer.

In der Ortenau waren die Gebiete um Nordrach-Fabrik die einzigen, welche dieses Los traf; das Gebiet gehörte einst dem Kloster Gengenbach, ähnlich wie Hüttersbach auf der anderen Seite. Es wohnten da Holzmacher auf klostereigenem Gebiete und wurden immer sehr mild behandelt; noch vor zwei Jahren erzählte mir eine alte Frau von Hüttersbach, daß es unter der Klosterherrschaft den Hüttersbachern sehr viel besser ergangen sei. Sie hätten vor allem „sich selbst beholzen“ dürfen, während jetzt der ganze Wald dem Staate gehöre. Es waren immerhin über 130 Personen, die man 1852 nach Amerika verschickt hatte. —

Noch viel ließe sich über diese Dinge sagen, allein der Platz genügt in diesem Kalender dazu nicht mehr.

In der Heimat begann nunmehr eine andere Zeit; die christliche Reaktion setzte ein, aber eine gute, volksnahe Reaktion, besonders von seiten der Kirche und von Männern der Kirche.

Es ist die Zeit, da 1846 Adolf Kolping (1813-1865), den ersten Gesellenverein gründete, der sich rasch über ganz Deutschland und bald auch ins Ausland verbreitete und unendlich viel Segen stiftete.

Dazu kam in unserem badischen Lande der Volksschriftsteller Alban Stolz (1808 bis 1883). Seine volkstümlichen Schriften wurden allüberall in den Familien gelesen, und sein „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ wurde ebenso alljährlich gekauft und gelesen.

Zu diesen Geistlichen kamen dann erstmals wieder die Jesuiten. Jetzt nach der Revolution durften auch sie an der Erziehung des Volkes mitarbeiten; besondere Erwähnung verdient der Schweizer Pater Petrus Roh. Er wurde vom Volke gerne gehört; wo er predigte strömte das Volk zusammen. So wird zum Beispiel berichtet, wie er in Urloffen seine Predigten im Freien halten mußte; es waren über 7000 dorthingeströmt, um ihn zu hören. Das verhinderte nicht, daß schon nach drei Jahren die Jesuiten von den Bürokraten wieder aus dem Lande verjagt wurden. Das Volk war durch die Tätigkeit wieder ruhig geworden; also konnte man sie wieder entbehren.

Bei den Auswanderern nahmen sich mehrfach auch katholische Geistliche der Leute an; so sei wenigstens unseres Landsmannes Ambros Oswald gedacht. Er gründete einen sogenannten „geistlichmagnetischen Verein“ zu Ehren des hl. Gregor von Nazianz. In einer Wildnis westlich des Michigansees, erwarb er über 3000 Morgen Feld, die dann gemeinsam bebaut wurden, was heute noch geschieht. Oswald war 1801 in Mundelfingen bei Donaueschingen geboren und starb in seiner Siedlung im Jahre 1873. Das Werk besteht heute noch unter der Leitung von Salvatorianern.

Auch die 1846 von Benediktinerpater Wimmer in Westkanada gegründete Kolonie St. Peter hat den deutschen Charakter bis heute bewahrt. —

Vom christlichen Geiste waren erst recht die Barmherzigen Schwestern erfüllt, die in jenen Notjahren erstmals in unser Gebiet kamen; es waren „Vinzenzschwestern“, die schließlich sich in Freiburg ihr Mutterhaus erbauten. Wie unendlich viel Gutes haben sie seit 100 Jahren, seitdem sie von Straßburg her nach Baden gekommen sind, gewirkt!

Ein mehr weltliches Mittel, das dem Volke helfen wollte, waren die Sparkassen. Das Kloster St. Blasien hatte schon 80 Jahre früher wenigstens eine „Waisenkasse“ gegründet und das Kloster in Salem schon 100 Jahre vor der Notzeit; jetzt wurden sie in allgemeine „Sparkassen“ umgewandelt. Dazu kamen aber jetzt noch viele neue Sparkassen fast in allen größeren Orten; die meisten davon wurden gegründet in der Notzeit vor 100 Jahren. Besonders bemühten sich um sie der Pfarrer von Oppenau und auf der evangelischen Seite der Pfarrer von Altenheim. Ihr Beweggrund war ebenfalls ein religiös-christlicher. Es hatte die Gewohnheit bestanden, daß man den Dienstboten am Stephanstage den Lohn für das ganze, verfllossene Jahr ausbezahlte; dann hatten sie Urlaub bis zum Dreikönigsfeste. In diesen 14 Tagen wurde dann das Geld verbubelt. Jetzt wurde vorgeschrieben, daß ein Teil des empfangenen Lohnes auf einer Sparkasse angelegt werden müsse.

Wir haben gesehen, daß der liberalistische Geist größtenteils schuld gewesen war an der Revolution und damit auch an der Not des Volkes. Die Besserung kam dann aber umgekehrt von der Rückkehr zum christlichen Glauben und Leben. So wurden dann viele neue Einrichtungen geschaffen, deren Nutzen wir heute noch erleben.

Pfarrer i. R. Augustin Kast †

Der Bettler

Ich spazierte die Straße hinunter, ein Bettler hielt mich an, — ein hilfloser Greis.

Entzündende, tränende Augen, bläuliche Lippen, rauhe Lumpen, unsaubere Wunden... Oh, wie abscheulich hatte die Armut an diesem unglücklichen Geschöpf gezeht!

Er streckte mir seine rote, geschwollene, schmutzige Hand hin. Er stöhnte, er ächzte um Hilfe.

Ich suchte in allen meinen Taschen, aber ich fand weder meinen Geldbeutel noch meine Uhr, ja, nicht einmal mein Taschentuch. Ich hatte nichts mitgenommen.

Der Bettler wartete aber immer noch, und seine vorgestreckte Hand zitterte und schwankte.

Verwirrt, betroffen drückte ich kräftig diese schmutzige, zitternde Hand. „Nimm damit vorlieb, mein Bester, — ich habe nichts bei mir.“

Der Bettler sah mich mit seinen entzündeten Augen fest an. Ein Lächeln umspielte seine bläulichen Lippen, und dann drückte auch er meine erkalteten Finger. „Laß es gut sein, Bruder“, murmelte er, — „auch dafür hab Dank! Auch das ist ein Almosen.“ Und ich begriff, daß auch ich von meinem Bruder eine milde Gabe empfangen hatte. Turgenjew

Das Tischgebet



mal wohl und öfters hab' ich's so gehört, das Tischgebet bei den Knauerischen, unsern lieben Nachbarnleuten im Walddörfli. Ob's so recht ist, oder ob es anders sein soll, ist gar keine Frag'. Das wird der Leser selber sehen.

daß es so war und daß es in hunderttausend Dörfern noch so ist, nicht bloß bei den Knauerischen, das weiß der Leser auch. Und es kann sich jeder sein Teilchen herausnehmen; denn aus Fürwitz beschreibe ich das Knauerische Tischgebet nicht.

Es gibt wieder einmal die Knauerische Leibspeise, einen saftigen Erdäpfelbrei. Sieben junge Mäuler sitzen um die dampfende Schüssel und die Blechlöffel sausen ins Gesüpp wie die Türkensäbel. Es ist ein fröhlicher Krieg um die aufquellenden Schmalzbrünnelein, aber in fünf Minuten ist das ganze Scharmützel zu Ende; die Schüssel ist leer, und der Andredl darf sie auslecken, weil heute die Reihe an ihm ist.

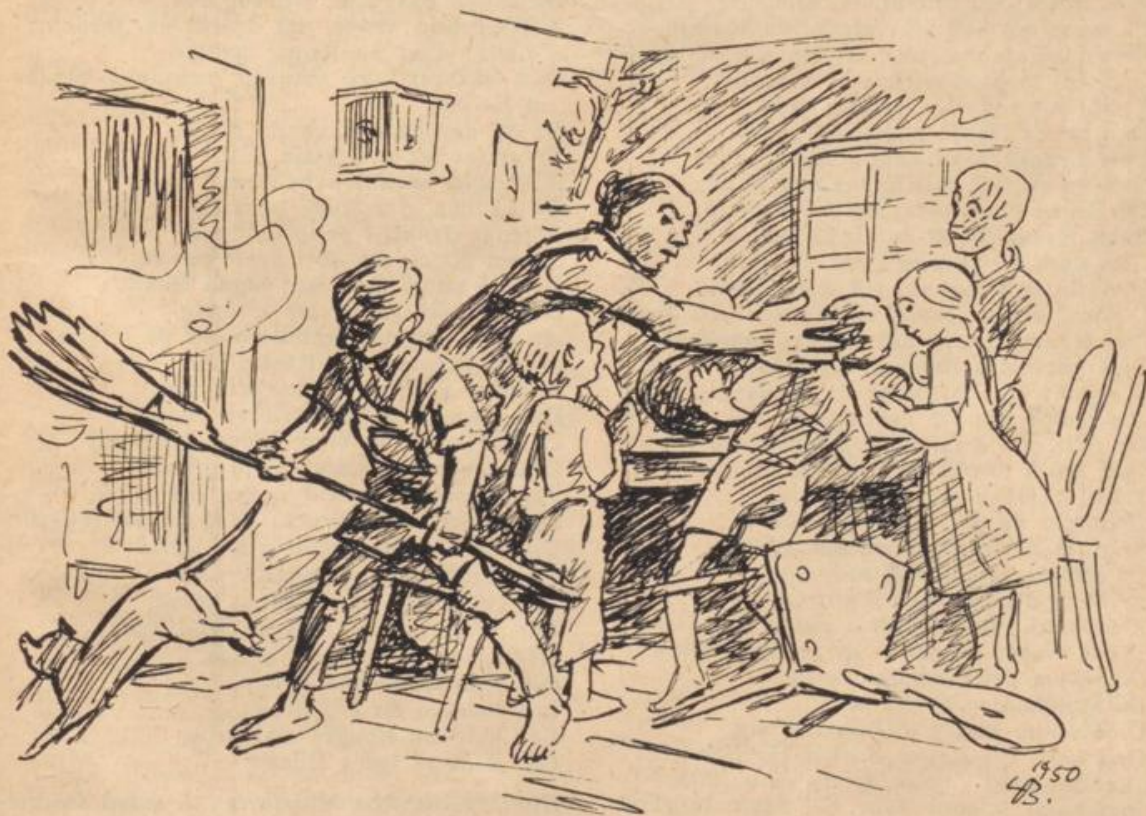
Sechs neidvolle Augenpaare begleiten Andredls Nachlese, während die Knauerin das Kreuz macht zum Tischgebet.

„Im Namen Gotts Vats, Sohns“ — Malefizkatz', machst, daß d' weiterkimmst vom Rahmweitling“ — „und des Heiligen Geistes.

Amen. Himmlischer Vater, wir danken dir“, — „Sepp, nimm den Besen und treib's aus, des Luder“ — die Katze nämlich — „daß du uns Unwürdige gespeist hast“, — „jetzt laßt der Lalli die Stubentür wieder sperrangelweit offen; mach s' zu, sag' ich oder ich hau' dir a paar hin“ — „daß du uns deiner Gaben väterlich teilhaftig“ — „Muatta, d' Milli geht über“, schreit die Hedwig. „Ich hör's schon selber, du Lausfratz; bet, steht dir schöner an!“ — „gemacht hast, auch nimmer aufhörest, uns deine Wohltaten gütigst mitzuteilen“ — „Höllteixel, ist der Schürhaken heiß!“ — „Lob und Ehre sei dir o Gott im Himmel, Friede den Menschen auf Erden, Gnade unsern Wohltätern...“ — „Michl, ich sag' dir's, zum Himmelvater schaut man hinauf beim Beten. Nicht zum Kanarienvogel. Reck' d' Händ' schön auf, du Rotznasen“, — „Gnade unsern Wohltätern, die ewige Ruhe nach diesem vergänglichem Leben“ — „ob du's Pfefferbüchsel stehen lassen willst, du Saubub, du elendiger“ — „zu komme uns die ewige Freude und Glückseligkeit. Amen.“

Watsch. Watsch! Der Michel kriegt ein paar Schellen, weil er das Büchsl nicht hat stehen lassen und den Pfeffer ausgeschüttet hat. So schreit und heult er den ganzen Vaterunser durch, daß kein Mensch mehr ein Wörtl versteht. Nur der Andredl läßt sich nicht stören. Er schleckt unverzagt seine Schüssel aus.

F. Schröngamer-Heimdal





D Prozessio'

Am Sonntag helt ma Prozessio',
 Älls schwätzt schao de ganz Woch drvo
 Ond eisre ällerjergsta Beatter,
 Dia jomrad d Woch dur om guat Weatter.
 Ond s Weatter hot se mache lau,
 Ma ka mit Kreuz ond Fahna gau.
 D Leut wearfad sich en Sonntagstaat,
 Dr Pfarr konnt raus em Feschornat
 Ond eisa Mesmer stellt dia Schlenkel
 Mit Amtsmien vor dr Kirch en Senkel.
 Au zu da Ledga goht r na
 Ond schreits schau donderschlächtig a:
 „Alla, i wear doch it no solla
 Gottschtrambach ui dia Fähna holla,
 Ond s näscht mol gaud r beizeit her,
 Dia Fähna send doch it so schwer!
 Wia isches gau mit ui, ihr Goissa?
 Ui muaß ma heit scheints au no hoissa!
 Da Jungfrafahna raus, ihr Koga
 Ond koi so grätigs Gsiecht nazoga!“
 S goht no a Weile, bis älls stoht,
 Ond bis dr Haufa z letschta goht.
 Zwe Ledage send vanna dana
 Ond no en Bua mit Kreuz ond Fahna.
 Da Bearg nauf goht jetz d Prozessio,
 Beim Kreuz da ist de aischt Statio.
 Glei noch em Seaga stoht ma auf
 Ond stampfet langsam d Ränka nauf.
 D Sonn' brennt schau jämmerlich heit Morga.
 Dia Manna deänd am Schlips romworga
 Ond machad s Kragaknöpfle auf,
 S vrgoht ana faschtgar dr Schnauf.
 Au beatta sott ma neabadher,
 Do fellt oim s Laufa dopplat schwer
 Ond etlich deand bein aishta Ränka
 Schau gherig hendanoche henka.
 Doch des ka eisa Pfarr it braucha.
 Er duat da Mesmer zemastaucha,
 Dr soll det viere ond soll saga,
 Er kenn des Sprenga it vrtraga!
 Z'mols schreit halblaut a jonger Spont:
 „Send riabeg — bst — dr Mesmer konnt.
 Ihenk em det beim Ranka da
 En Moiakäafer henda na!“
 Dr Mesmer konnt, älls beattat mit
 Ond lauft em Roiha, Schritt für Schritt:
 „Langsam do vanna, henda schlauchts,
 Ond wear it guat duat, bei deam rauchts!“

— Schau ist des Büable da beim Bittel
 Ond henkt em oibes na an Kittel.
 Oh je! Dr merkst, schlet was r ka
 Deam Lausbua ois an Backa na.
 „Jetz haunen doch vrwischt, dean Koga.
 Du Lauser, du bischt halt it zoga,
 Ond bischt au no oir vo da Fromma!
 I sags em Pfarr, dear wiat dr komma!“
 — Dia Buaba laud da Kopf nahanga
 Weil jeder denkt, dr kennt ois fanga.
 So deand se jetz halt grausig beatta,
 Denn älle haud doch Dreck am Steacka.
 Dr Mesmer hot jetz Ruah do vanna,
 Goht langsam hendre zu da Manna,
 Duat hälenga en Boga spucka
 Ond wia en Feldherr om se gucka.
 Do henda goht s au ällweag zua:
 A Weibsbild henkt, dia druckt en Schuah.
 A andre duat da Kraga strecka
 Ond schlupft noch schneall gschwend hender
 d Hecka.
 Dr oi, der beattat vanna draus,
 Dr ander lot a Gsetzle aus.
 A Weible beattat hendadrei,
 De Ledaga, dia lauds ganz sei!
 A jeder denkt, i gang halt mit,
 S wiat gleich sei, ob i beatt odr it,
 Denn i muaß doch mit oigna Henda
 Do hoba äll Däg Fuatr schenda.
 Au d Manna laud schau hia ond do
 Mit Senga ond mit Beatta no.
 A jeder druckt am Nuschter rom
 Ond schielat zu seim Acker nom.
 „Nächt hau i no mein Waga gschmiert
 Ond hau ens ‚Öschle‘ Gulla gführt.
 Ja, do isch anderscht, wenn ma guist,
 Do siescht, wia d Frucht en Halm neischuißt!“
 Ond so hot heit schau jeder wella
 Em andra des ond seall vrezella.
 Dr Kirchachor blos weat it müad,
 Der beattat fot ond sengt sei Lied:
 „Herr, laß en ra, dein Seaga,
 Gib Sonneschei ond Reaga,
 Laß kois vo eis vrdearba,
 Laß kois am Hunger schtearba,
 Gib Brot en jedas Haus!“

(Hohenzollerische Mundart) Richard Stöckle